

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Doppeltes Opfer

urn:nbn:de:bsz:31-62042



Doppeltes Opfer.

Es war ein schöner Sommertag. Hoch droben am hellblauen Firmament zog, gleich einer segnenden Priesterin in goldenem Gewande, die Sonne und sah hernieder auf

stimmernde Gebirge, fruchtbare Täler, auf wallende und wogende Roggenfelder, blühende Gärten, auf fleißige, fröhliche Menschen, und es schien, als sollte dieser Tag friedlich, im Purpur des Abendrotes, zur Reize gehen.

Da gab es noch kurz vor Feierabend kleine, aschgraue Wölkchen, welche, dem Gesetz der Anziehungskraft folgend, immer näher und dichter zusammenrückten, gleich einer sturmberreiten Heerschar, und schließlich zu großen, pechschwarzen Gebilden sich auftürmten. Der Kampf der Elemente begann. Rollen der Donner und zuckende Blitze leiteten die Schlacht ein. Der Wind wirbelte Staub und Laub auf, und schwül und bang lag es in der Luft. Immer ärger vollte der Donner, heftiger, anhaltender und blendender zuckten die Blitze, gleich feurigen Schlangen schossen sie im Osten, Süden und Westen aus den unheilswangeren Gebilden des kämpfenden Wolkenheeres, da — ein furchtbarer Stoß, ein Anprall der schwarzen, balligen Massen, und glitzernd und eiskalt fiel es hernieder auf die liebe Mutter Erde.

Es hagelte. Haselnußgroße Steine fielen verheerend, tödend auf die eben noch so friedliche Flur. Es sank das Korn, es fielen die Blüten. Die Ernte war vernichtet, die Hoffnung der fleißigen Menschen war zu Grabe gelegt und die Verzweiflung trat an ihre Stelle. Eifrig, frostig lag's über dem Gelände, gefallen waren Blatt und Blüten, gebrochen und geknickt Reis und Halm, gebrochen und geknickt auch die Menschenherzen.

„Jetzt hab' ich um so mehr Ursach', Mutter, daß ich mit dem Better nach London geh', um dir und mir ein Stück Brot zu verdienen,“ sagte Toni, der alten Luce in des Steigbauern Berghäuslein Sohn. „Unser bißchen Roggen liegt am Boden, und wenn ich nicht wo anders Brot fände, könnten wir verhungern über den Winter, zur großen Freude des Steigbauern, der mich selbst im Grabe lieber sehen würde als auf seinem Hof. Aber er soll sie nicht haben die Freud'. Noch bin ich jung, noch habe ich meine geraden Glieder, und derlei werden überall g'sucht und gut und besser als beim Steigbauern bezahlt. Drum faß dich, Mütterle,“ sagte er, der alten Frau, die geknickt auf einem Schemel saß, die Hand sanft auf das Haupt legend, „faß dich! So lang dein

Toni lebt, wirst keinen Mangel leiden, g'wisß nicht. Der liebe Gott wird den Toni und der Toni, wie es Kindespflicht ist, sein liebes Mütterle führen. Umsonst und aus Zufall ist der Better nicht aus London gekommen. Der liebe Gott hat ihn g'schickt, um mich zu holen, mir und dir zum Heil. Der Himmelvater weiß wohl, daß ich hier nicht heil werden kann, daß mein Herz hier nimmer seinen Frieden finden kann, drum nimmst er mich hinaus in die Fremde. Die Luftveränderung soll für vieles gut sein, hab' ich oft schon die Stadtleut' sagen hören.“

„Ja, das ist alles recht, Kind,“ entgegnete schluchzend die alte Frau. „Du bist brav und wirst sicher den rechten Weg finden. Aber ich — o, ich darf nicht dran denken! Wie wird es mir gehen, wenn ich dich nimmer hab'. Wenn ich allein hier am Tisch sitzen, allein essen muß, allein beten, allein schaffen und wirken. O, du wirst mir überall fehlen und die Sehnsucht nach dir wird mich umbringen. O, Toni, Toni,“ schluchzte sie, „wenn nur deine unheilvolle Lieb' zu des Steigbauern Mareili nie aufkommen wär', dann brauchtest du nicht in die Fremd', dann säßen wir warm auf des Steigbauern Berghäusle. Der Steigbauer ist sonst so unweg nicht. Mit mir und deinem Vater war er immer recht gut, und erst, seit du sein Mareili zur Frau begehrt hast, ist er so rabiat und feindselig g'fimmt gegen uns.“

„Das ist jetzt schon g'schehn, Mutter, und läßt sich nimmer ändern. Und drum geh' ich fort, fort von hier, wo mir der Gram in kurzem das Herz abdrücken würd'. Dich aber wird die Zeit ans Alleinsein g'wöhnen, und das Mareili wird dich auch nicht verlassen, es wird von der Lieb', die es zu mir hat, auch für dich etwas abkommen lassen, wenn's mich nimmer sieht. Und dann sind wir uns ja in Gedanken auch immer nah. Ich schaff' brav für dich, und du betest, daß mir's gut gelingen mög'. Kannst's mir glauben, Mutter, daß mich's Abreisen just auch nicht so leicht antommt. Muß ja alles, was mir lieb und teuer ist, aufgeben und zurücklassen. Schau'n aus zum Fenster, wie alles geknickt, gebrochen und z'ammeng'schlagen ist, wie Frucht und Blüten am Boden liegen! Schau, so sieh's in mir drinnen aus. All mein Hoffen und Wünschen ist hin, alles muß ich begraben und vergessen, und das kann ich in der Fremde am besten. Drum faß dich, Mutter, und mach mir das Scheiden nicht noch schwerer, als es mir ohnedem wird.“

So sagte Toni zur Mutter, und es war nicht zu viel gesagt. Ein namenloses Weh durchzog seine Brust, wenn er dran dachte, daß er sein Mareili auf immer verlieren mußte, das Mareili, an dem seine ganze Seele hing.

Sie waren miteinander zur Schule gegangen der Toni und das Mareili, jahrelang hatten sie zusammen den Weg vom Steighof bis ins Pfarrdorf zurückgelegt, jahrelang zusammen gespielt, gesungen und ihres jungen Lebens gemeinsam sich erfreut. Der Toni, der Berghäuslersbub, hatte des Steigbauern Mareili stets wie seinen Augapfel behütet, alles Un-

angenehme von ihm fernzuhalten gesucht, er hatte ihm die Schultasche getragen, Holunderbüchsen geschnitten und jedes Unwetter, das über Mareili sich zusammenzog, auf seinen eigenen Rücken zu nehmen gesucht. Und das Mareili bekam zu Hause keine Butterschnitte, kein Obst, überhaupt nichts Eßbares, das es nicht mit seinem Toni geteilt hätte. Wie zwei gute treue Geschwister hingen diese Kinder aneinander, und dieses schöne Verhältnis hatte auch noch Bestand, als sie längst der Schule entlassen waren, nur nahm es noch zartere, innigere Formen an. Die Liebe zog in ihre jungen Herzen ein mit all ihren Wonnen; keusch und frisch wie die Blüte am Kirschbaum war sie aufgegangen, keusch und frisch, im Zauber der Unschuld war sie bis zur Stunde geblieben, wo der alte, stolze Steigbauer kalten Herzens dem schönen Verhältnis die Existenzberechtigung absprach.

Die guten Leutchen hatten sich geliebt und fanden in dem großen Unterschied ihrer gesellschaftlichen Stellung keinen Haken. Das Mareili liebte den Toni von ganzem Herzen, und diese Liebe hob ihn über alle andern. In ihren Augen gab es nichts Schöneres, Höheres und Besseres unter den Menschen. Daß er arm, einer Häuslerswitwe Sohn und nicht Hofbesitzer war, genierte sie gar nicht. Sie, oder vielmehr ihr Vater hatte ja einen Hof, den sie, das einzige Kind, dereinst übernehmen zu können hoffen durfte. Und der Toni? Auch er sah in seiner Armut kein Hindernis für die Verwirklichung seines Herzenswunsches. Er hatte gesunde Glieder, vermöge deren er sein Mareili zu ernähren, und ein Herz voll Liebe, durch welches er das gute Kind zu beglücken sich getraute.

Und so trat der Toni denn eines Tages in seinem besten Staat in des Steigbauern Stube und bat in der hier üblichen Form um Mareilis Hand und dachte nicht im entferntesten daran, daß ihm diese versagt werden könnte. Darum war er denn auch über alle Maßen verblüfft und bestürzt, als der Bauer ihn unheilvollen Blickes von unten bis oben maß, dann wie ein sprungbereiter Löwe im Stuhle sich vorbog und mit wuterfüllter Stimme sagte: „Was sagst, was sagst, du willst mein Mareili? Sag's doch noch einmal, sonst glaub' ich's nicht, daß dem Berghäuslerssohn so was einfallen kann! Du, der auf dem Steighof von Kindesbeinen an sozusagen das Gnadenbrot aß, du wagst es, um meine Tochter, um die Tochter des Steigbauern anzuhalten. Bist du verrückt, Mensch, oder was bist? Verrückt bist, sonst könnt' dir doch so was nicht einfallen. Mit Verrückten hat man billig Nachsicht und dem verdankst es, daß ich dich nicht wie einen Hund vom Hof peitschen lass'. Deiner Mutter, die schon 30 Jahre auf dem Berghäusle sitzt und in Ehren drauf grau geworden ist, mag ich nicht künden. Sie soll bleiben. Du aber packe dich und such dir ein ander Brot. Meine Tochter wollen, ja wohl doch! Du, der du nicht einmal einen Strohalm dein eigen nennst!“

„Aber gesunde Glieder und ein braves Herz nenne ich mein eigen,“ entgegnete Toni im Tone gerechter Entrüstung, „und das hat noch lange nicht jeder, der Hans und Hof und Acker und Matten hat, und Mareilis Herz gehört ebenfalls mir und keinem andern.“

„Setz pack dich,“ sagte der Bauer aufstehend, „pack dich augenblicklich, oder ich vergreif' mich an dir!“ und er ging drohend gegen Toni hin.

In diesem Moment slog die Thüre auf und, den Ausdruck unbefleglicher Entschlossenheit auf dem Gesicht, sprang das erregte Mareili zwischen den Toni und den Vater und sagte mit zitternder Stimme: „Vater, ein Schlag nach dem Toni scheidet uns beide, mich und dich für immer. Der Toni hat recht. Ihm gehört mein Herz und ihm wird es gehören, solange ich atme. Daß der Toni arm ist, ist keine Schande, daß er mich liebt, keine Sünde, und drum verdient er keine Schläge. Wenn er dir als Sohn nicht genehm ist, ja nun, das sind deine Sachen, und ich weiß, was einer gehorsamen Tochter zukommt. Aber einen Menschen, der mir seiner Lebtag nur Gutes gethan und sein ganzes Herz geschenkt hat, schlagen lassen, nein, das kann ich nicht!“

Der Bauer war blaß geworden. Er kannte seine Tochter und wußte, daß ihre Drohung wahr werden konnte. Er ließ die schon gegen den Toni zum Schlage erhobene Hand sinken und sagte: „Nun ja, ich will vom Neuffersten absteigen. Aber der Bub' soll machen, daß er mir aus den Augen kommt, und sich nie wieder auf dem Steighof blicken lassen. Ich will keinen Bettelbuben als Tochtermann.“

„Ich geh' schon,“ hatte dann der Toni gesagt, „ich geh' schon und wünsch' nur dem Mareili zulieb, daß Ihr Euer schroffes Benehmen nie zu bereuen haben werdet und nicht noch einen Tochtermann bekommt, der der Nagel Eures Sarges wird, Steigbauer. Denn wißt, die Bauernbuben, die Haus und Hof haben, bringen oft auch Anlagen mit, einen solchen Hof zu verputzen. B'hüt Gott, Mareili,“ sagte er wehmütigen Blickes an diese sich wendend.

„Wenn ich auch nicht Steigbauer werde, mein Herz gehört dir auf ewig hin. B'hüt Gott, du armes Kind. Der Himmel mög' dich trösten. Dein Vater wird es samt seinem Hof nicht können.“ Damit ging Toni heim zu seiner Mutter, um sich auszuweinen und bezüglich seiner Zukunft schlüssig zu werden. Das Mareili aber, das auf eine weitere Auseinandersetzung mit dem Vater verzichtete, ging hinauf in seine Kammer. Dort hing über dem Bett das getreue Konterfei seiner schon vor Jahren verstorbenen Mutter. Und wie schon oft, drückte es auch jetzt das liebe Bild an seine Lippen und sagte schluchzend: „Wenn du noch lebstest, Mutter, hätte ich einen Beistand. So aber steh' ich gegen den Vater und seinen unbeugsamen Willen allein, allein. O, es ist schrecklich und ich weiß nicht, wie ich's übersteh'. Von dem Toni mich trennen! Von ihm, der mein Ein und Alles ist. Hilf mir, lieber Vater im Himmel, so oder so,“ fuhr es, den Blick zu dem ebenfalls

über dem Bett hängenden Kreuzifix erhebend fort, „hilf mir und lenke das Herz meines Vaters zur Milde und zum Bessern, und soll's nicht sein, daß der Toni mir wird, o, so hilf uns tragen den Schmerz, ihm und mir!“

Seit jenem Auftritt beim Steigbauern war der Toni zwar noch bei seiner Mutter im Berghäusle in Kost und Wohnung geblieben; dagegen bei andern Bauern in Taglohn gegangen, weil er auf dem Steighof nicht mehr das Gnadenbrot essen wollte, wie der Bauer sich ausgedrückt hatte. Auch dem Marelli war er so viel wie möglich fern geblieben, um ihr alle Unannehmlichkeiten, die ihr bei fortgesetzten Zusammenkünften beim Vater hätten erwachsen können, zu ersparen.



Wie schon oft, drückte es auch jetzt das liebe Bild an seine Lippen.

Dieses Fernbleiben von ihr that ihm zwar im tiefsten Grund der Seele weh, aber er fühlte die Notwendigkeit dieses Verhaltens, schon der eigenen Ruhe wegen. Hier und da ein Rosmarinweig oder sonst ein Blümchen, das er ihr durch das Hirtenbüble, welches ihm und dem Marelli treu ergeben war, zusandte, war das einzige Zeichen seiner unwandelbaren Liebe. Aber es war auch genügend. Marelli wußte sich von Toni geliebt und bedurfte zur Herausforderung ihrer Gegenliebe keiner Aufmunterung durch fortgesetzte Erklärungen und Treuschwüre, sie liebte den Toni ohnedies mit der ganzen Blut eines unverdorbenen Mädchenherzens.

Jetzt aber sollte der Toni abreisen mit dem Vetter nach London, weit übers Meer sollte er gehen, vielleicht auf Nimmerwiedersehen, und das konnte er

nicht, ohne das Marelli noch einmal gesehen zu haben. Er mußte sich von ihm verabschieden, selbst auf Lebensgefahr hin mußte er das thun.

Marelli selbst war auch dieser Meinung, und so trafen sie sich den Abend vor Tonis Abreise hinten im Garten unter der großen Linde, die in früheren, glücklicheren Zeiten gar oft Zeuge ihres Liebesglückes gewesen war.

Ruhig lag der Eckhof. Alles hatte sich zu Bett begeben und nur Karo, der große Hofhund, war wach und waltete seines Amtes. Vom sternbesäten Himmel leuchtete der Mond. Seine Strahlen fielen durch das Gezweige der duftenden Linde und beleuchteten diese zwei Liebenden, durch rohe Gewalt, durch den Nachtspruch des Vaters voneinander getrennten Menschen.

Stumm, vor Schmerz keines Wortes mächtig, umarmte Toni die Liebe seiner Jugend. Schluchzend legte Marelli das Köpfchen an die starke Brust des Geliebten. Lange und innig verharnten sie wortlos in dieser Situation. Endlich aber, vom Schmerz übermannt, brach Marelli zuerst das bange Schweigen und sagte weinend: „O, Toni, kann es denn sein, daß du so weit und vielleicht für immer fort mußt?! Toni, ich mein', ein Stück meiner Seel' geht mit dir fort, und wenn du nicht mehr da bist, wird mir der helle Tag zur Nacht, und vorbei ist's mit der Freude. Toni, es drückt mir 's Herz ab!“

Es war eine Bank unter der Linde angebracht. Darauf drückte Toni jetzt die Geliebte seines Herzens nieder, setzte sich neben sie, nahm ihre Hand in die seine, legte zärtlich den rechten Arm um ihren Nacken und sagte: „Marelli, nach allem, was zwischen mir und deinem Vater vorgekommen, können wir nie auf die Erfüllung unserer heißesten Wünsche rechnen. Dein Vater wird nie in unsere Verbindung einwilligen. Ohne seine Einwilligung aber können wir nicht heiraten, wenn wir uns nicht gegen göttliches und weltliches Gebot verfländigen wollen. Der Segen der Eltern, hab' ich schon g'lesen, baut den Kindern Häuser, deren Fluch aber reißt's z'sammen. Und verfluchen würd' uns sicher dein Vater, wenn wir gegen seinen Willen uns verheirateten. Besser ist's, wir entsagen uns, als daß wir unter dem Fluch miteinander leben. Das, Marelli, siehst auch ein. Ebenso wird's dir einleuchten, daß unsere Herzenswunden besser vernarben, wenn wir uns nicht alle Tag sehen. Deswegen und damit ich für mich und die Mutter ein Stück Geld erwerbe, geh' ich mit dem Vetter nach London. Ob ich aber da oder dort bin, Marelli, meine Lieb' zu dir bleibt dieselbe. Drum faß dich und denk, die Welt ist überall Gottes, und wenn Länder und Meere uns trennen, in Gedanken sind wir uns doch nah. Ich wenigstens vergess' dich nicht. Jetzt sag, Marelli: willst du auch an mich mit Lieb' gedenken und willst auch hie und da zu meinem armen Mütterli gehen? Es wird ihr ein großer Trost sein, wenn du mitunter bei ihr einkkehrst, und mir thätst einen großen Gefallen. Sag, Marelli, willst das thun?“

„O, Toni, warum sollt' ich's nicht thun. Es

wird mir ja selbst zum Trost sein, wenn ich hie und da dein Mütterle besuchen kann. So lang ich leb', Toni, soll es deiner Mutter an nichts fehlen. Und daß ich an dich denken werd', das brauch' ich dir nicht zu schwören, das glaubst und weißt so schon. Nie werd', nie kann ich dich vergessen, Toni. Du aber wirst in der großen Stadt, wo es so viele schöne Mädchen hat, dich bald über den Verlust deines Mareillis zu trösten wissen."

Toni sprang auf: „Und das glaubst von mir, Mareilli?“ sagte er. „Nie wird der Gedanke an eine andere mein Herz entweihen. Der Toni ist zwar arm, aber ehlich und treu, und wenn er dich, sein liebes Mareilli, nicht haben kann, so bleibt er halt ledig. Brav ledig g'storben, ist auch nicht verdorben, sagt das Sprichwort. Hier unter diesem Baum, angesichts des nächtlichen Himmels schwör' ich's dir, Mareilli, daß meine Treu' ewigen Bestand haben soll. Ich schwör's, damit du ganz außer Sorg' sein kannst."

So und ähnlich unterhielten sich die beiden noch lange. Dann aber nahmen sie zärtlich und rührend Abschied voneinander, mit stummem Schmerz der Toni, mit thränenvollen Augen das Mareilli, und nur die Hoffnung auf ein glückliches Wiedersehen legte etwas Balsam auf die durch die Trennung wider frisch geöffnete Wunde ihrer vom Schicksal so schwer heimgesuchten Herzen.

Andern Tags in aller Frühe wurde der Toni von dem Better abgeholt und hinein ging es in die ihm noch so fremde, unbekannt Welt. Post und Bahn und Dampfschiff wurden benutzt und zehn Tage später stellte der Better den Toni in London ab, oder führte ihn vielmehr bei seiner Frau und in seinem Geschäfte, einer sehr frequentierten Uhrenhandlung, ein.

Hier nun ging dem Toni ein Licht um das andere auf, und er wußte anfangs nicht, wie er all das Neue, das ihm hier begegnete, mit seinen zwei einzigen Augen, die doch ziemlich hell und klar in die Welt blickten, durchsehen sollte.

Der Better gab ihm erst im Magazin Beschäftigung. Hier lernte er tüchtig packen, die Ware nach Wert und Güte taxieren, in den Abendstunden aber lernte er die Buchführung, die englische Sprache und was sonst einem Kaufmann nützlich werden kann, und zwar mit solchem Erfolg, daß der Better ihn schon nach Jahresfrist aufs Comptoir nehmen konnte, wo er gar bald seinen ganzen Mann stellte.

Am Tag war seine ganze Zeit vom Geschäfte in Anspruch genommen, so daß er sentimental Anwandlungen nicht nachhängen konnte. Nachts aber, wenn er im Bette lag, dachte er gar oft mit immer gleich inniger, treuer Liebe an sein Mareilli und an sein liebes Mütterli, und gar manches Geschenk von seiner Hand fand den Weg nach dem Steighof und manches Goldstück legte der Briefbote auf Tonis Anweisung in die Hände der alten Mutter im Berghäusle. Und diese und Mareilli schwammen im Glück, wenn sie fortwährend gute Nachricht von ihrem Lieb- ling erhielten.

Drei Jahre waren im Strome der Zeit verschwommen und Mareilli gab schon der Hoffnung, daß es und der Toni am Ende doch noch zusammenkommen könnten, Raum, da erschien eines Sonntags der reiche Entenbauer mit seinem Sohn auf dem Steighof und bat den Steigbauern um Mareillis Hand für seinen himmellangen Sprößling und that damit



Er schlug auf den Tisch, daß die Gläser in die Höhe hüpften.

dem Steigbauern den allergrößten Gefallen. Ohne die Tochter um ihre Meinung zu fragen, schlug er sofort ein, als ob Mareilli ein Stück Möbel oder etwas Unvernünftiges aus seinen Ställen wäre. Als das arme Mädchen aber Einwendung dagegen machen wollte, da schlug er auf den Tisch, daß die Gläser, woraus die drei Herren tranken, in die Höhe hüpften, und schrie: „Du mußt, wenn du nicht willst, und damit punktum! Kein Wort mehr.“

Dem Bauern sekundierten auch alle Basen und Bettern und stellten dem bedrängten Mädchen goldene Berge in Aussicht, dafern es dem Willen des Vaters sich füge, drohten mit Unglück, Hölle und Teufel im Falle seines fortgesetzten Widerstandes. Kurz, das Mareilli wußte bald nicht mehr, wo ihm der Kopf stand, und schrieb in seiner Bedrängnis dem Toni nach London.

Dieser berichtete zurück, daß es unter solchen Umständen am besten thue, wenn es dem Willen des Vaters sich füge. Sie beide könnten ja doch nicht heiraten. Er habe zwar schon ein hübsches Sümmchen erspart, jedoch bei weitem noch nicht so viel, als der Steigbauer von seinem künftigen Tochtermann verlange. Sie beide könnten sich ja gute Freunde bleiben, das sei vor Gott und Menschen erlaubt. Er gebe dem Mareilli diesen Rat nicht, weil

er seiner überdrüssig sei, sondern einzig und allein, weil er ihm, dem Mareili, weitere Unannehmlichkeiten vonseiten seines Vaters ersparen möchte und unter den gegebenen Umständen es für das Beste halte, wenn Mareili heirate. Wo das Herz schweigen müsse, habe man wenigstens den Verstand zur Geltung kommen zu lassen usw.

Und so reichte denn Mareili dem langen Michel vom Schwanenhof seine Hand zum Bunde fürs Leben und ging mit ihm zum Traualtar, aber freilich nicht als glückliche Braut, sondern mehr wie eine Todesandidatin. Und die Folgezeit lehrte, daß es nicht umsonst mit Bangen und Zagen diesen Schritt gethan; denn der lange Michel, so blöd er bei jeder Arbeit sich zeigte und anstellte, war ein wahres Genie im Geldverklappen und Trinken, so daß der Steigbauer, der seine Tochter unglücklich sah und seit Michels Einzug auf dem Steighofe selbst vom Glück nichts mehr verspürt, dagegen Verdruß und Verlust in Hülle und Fülle zu verzeichnen hatte, gar oft heimlich überlegte, ob er am Ende mit dem Toni als Tochtermann nicht besser gefahren wäre. Mareili selbst war gegen alle Vorfälle und mochten sie noch so unangenehm sein, ziemlich apathisch und nur in der Fürsorge für sein Kind, sein einziges Kind, zeigte es Leben.

Als der Toni nach sechs weiteren Jahren heimkam, um seinem lieben Mütterchen, das krank geworden war und sein Ende kommen fühlte, die müden Augen zuzudrücken und das letzte Geleite zu geben, fand er den Steighof so verwahrlost, daß ihm das Herz blutete, wenn er den jetzigen gegen den früheren Zustand verglich. Und Mareili, wie unvoreilhaft hatte es sich verändert. Das ehemals so hübsche und lebensfrohe Mädchen war als Frau zusammengesunkelt, gebrochen. Eingefallen und bleich waren die ehemals so gesundroten Wangen, matt die früher so glänzenden, lebhaften, blauen Augen. Tief schnitt es dem Toni ins Herz, und als er die arme Frau aufrichten wollte mit Worten des Trostes, da fielen ihm selbst heiße Tropfen aus seinen treuen Augen.

„Mareili,“ hatte er bei seiner Abreise gesagt, „wie es dir auch gehen mag, laß nie die Verzweiflung Herr über dich werden und vergiß nicht, daß du in London einen Freund hast, der dir zu jeder Zeit und unter allen Umständen zu helfen bereit sein wird.“

Und nicht dieser Hinweis auf seine Hilfsbereitschaft, sondern die Liebe, die sich darin kund gab, richtete Mareili einigermaßen wieder auf. Das Bewußtsein, daß der Freund ihrer Jugend nach wie vor ihr von Herzen zugethan war, wurde zum Stabe des Trostes, an dem sie wieder aufrankte.

Zwanzig Jahre sind vorüber, seit der Toni unter der Linde hinter dem Steighof von seinem Mareili Abschied nahm, und vieles hat sich seither verändert. Toni, der ehemals so arme Bub, ist in London ein reicher, angesehener Herr geworden. Was er unternahm, war ihm über Bitten und Verstehen gelungen. Aber auch auf dem Steighof sind große Verände-

rungen vorgekommen. Mareilis Vater ist schon seit zehn Jahren den Weg alles Fleisches gegangen, und der junge Bauer, der lange Michel, lebt auch nicht mehr. Das übermäßige Trinken hat seine Gesundheit ruiniert, seine Kräfte vorzeitig aufgezehrt und den Steighof zur Gant gebracht.

Ja, der Steighof ist in andern Besitz übergegangen und das Mareili mit seinem Kind liegt bei Verwandten, krank und hinfällig, und fühlt selbst, daß seine Tage gezählt sind. Kummer und Sorgen bezüglich der Zukunft seines Kindes bedrücken sein Gemüt.

Diese Sorgen aber sollten ihm benommen werden. Als es eines Tages, wie schon lange nicht mehr, aufrecht im Bette saß, um die linde, würzige Maienluft, die durch das geöffnete Fenster gleich einem Lebenselixir hereinströmte, einzuatmen, da ging die Thüre auf und herein trat ein schöner, kräftiger Mann mit dunklem Vollbart. Es war der Toni.



Die Thüre ging auf und herein trat ein schöner, kräftiger Mann.

„Grüß Gott, Mareili,“ sagte er, ihr beide Hände zum Gruß entgegenhaltend. „Grüß Gott in der Heimat! O, wie leid es mir thut, daß ich dich krank finden muß. Aber nun ich da bin, soll's schon wieder besser werden. Wenigstens soll kein Mittel unversucht bleiben.“

Und er setzte sich hin zu ihr ans Bett, ergriff ihre weiße, magere Hand und redete so mit ihr, wie nur ein Bruder zur Schwester reden kann, tröstlich und liebevoll.

Mareilis Augen leuchteten bald in der Verklärung der innigsten Freude, bald schwammen sie in Thränen der Behmut, die sie bei seinen Worten überkam.

„Nein, Toni, besser wird's nicht mehr mit mir,“ sagte sie, „ich habe zu lang g'litten, mein Leiden steckt z' tief, als daß es noch g'hoben werden kann. Und ich bin's auch so z'frieden, ich bin einig und ausg'söhnt mit meinem Gott, so daß mir 's Sterben nicht schwer anzukommen braucht. Aber daß ich dich vor meinem End' noch mal seh', ja, das freut mich, das ist noch ein Sonnenstrahl auf mein verfehltes Leben, der mich glücklich in die Ewigkeit begleiten wird.“

Der Toni wollte ihr die Todesgedanken ausreden, ihr und sich selbst zum Trost; denn an ihr nahes Ende wollte und konnte er nicht glauben. Als sie aber trotz der sorgsamsten Pflege, die er ihr angedeihen ließ, von Tag zu Tag weniger und hilfälliger wurde, da mußte er doch allmählich mit der Möglichkeit ihrer nahen Auflösung rechnen, und da er nichts dagegen thun konnte, rieb er sich beinahe auf in dem Bestreben, die letzten Tage ihres Daseins mit dem Sonnenschein seiner Liebe zu beglücken.

Mareili empfand tief seine von so inniger Liebe getragene Sorgfalt. Sie faßte gar oft seine Hand, wenn er bei ihr am Bette saß, und drückte sie mit der ihr noch übrig gebliebenen, schwachen Kraft und sagte: „G'wiß, Toni, es ist mir mein Lebtag herb ankommen, daß ich meinen liebsten Herzenswunsch hab' begraben müssen, daß ich nicht mit dir durchs Leben hab' pilgern dürfen. Es war ein Schmerz, mehr als du ahnen kannst. Aber die G'wißheit, daß du mir Lieb' und Treu' bewahrt hast, daß ich keinem Unwürdigen nachg'weint hab', macht mich glücklich und ich könnt' leicht sterben, wenn nur mein Mareili nicht wär', wenn ich mein armes Kind nicht z'rücklassen müßt'. Versprich mir, Toni, daß du dich meines Kindes annehmen willst, dann bin ich aller Sorgen ledig. Versprich es mir bei der Lieb', die wir in unsrer Jugend zu einander g'habt haben.“

„Mareili,“ gab dann Toni feierlich zurück, „das versteht sich doch von selbst, daß ich mich deines Kindes annehmen werd'. Dein Kind ist auch mein Kind, und es soll, so lange ich leb', keinen Mangel leiden.“

So versprach Toni oft, und als sein Mareili nach einigen Wochen, wie sie richtig geahnt, das Diesseits mit dem Jenseits vertauscht hatte, nahm Toni deren Kind, nun sein Kind, in seine Wohnung und ließ ihm, da er den Wert einer bessern Bildung an sich selbst erfahren, Unterricht in verschiedenen Fächern geben, er selbst aber trieb eifrig Englisch mit ihm. Und das Mareili, seiner Mutter Ebenbild, lohnte die Mühe seiner Lehrer. Es hatte ein empfänglicheres Herz und einen hellen, klaren Verstand. Nach Verlauf zweier Jahre hatte es sich so viele und schöne Kenntnisse erworben, daß es mit Erfolg ein Institut in der französischen Schweiz zu seiner Weiterbildung beziehen konnte. Zu seinem Pflegevater aber sah es mit der innigen Liebe der Tochter auf und war jedes Blickes seiner Augen gewärtig, um mit seinen Wünschen, deren Erfüllung es als seine heiligste Pflicht ansah, vertraut zu werden.

Dem Pflegevater aber ging im Umgang mit dem lieblichen Kinde ein neues Leben auf. Er freute sich an dessen Fortschritten, an dessen Wachstum und Gedeihen und behütete es vor allem Unangenehmen, wie der Gärtner seine liebste Blume vor Sturm und Hagelschauer, und wenn das Mädchen ihn mit dem süßen Namen „Papa“ rief, dann glaubte er himmlische Musik zu hören, und ein Glück, wie er es bisher nie empfunden, sondern nur hatte träumen dürfen, zog durch seine Seele.

Dementsprechend war der Abschied von der Pflegetochter ein schwerer. Aber er war nicht zu umgehen, wenn das Mädchen nach dem einmal gestellten Programm erzogen werden sollte. „Adje, Papa, bleib auch recht gesund, bis ich wieder komm',“ hatte Mareili unter Thränen gesagt, als der schrille Pfiff der Lokomotive ans Einstiegen mahnte. „Und b'hüt Gott, Kind,“ hatte er mit gepreßter Stimme zur Antwort gegeben. „Bleib brav und denk auch an mich in Lachaux-de-Fonds, an mich und an deine selige Mama, und das Bravbleiben wird dir um so leichter werden.“

Zwei Jahre war Mareili fort und machte, wie daheim schon, sehr schöne Fortschritte, und die Briefe, die es dem „Papa“ schrieb, überzeugten diesen, daß das Kind seiner Mutter Ebenbild an Leib und Seele war, daß er sein Geld an keine Unwürdige verschwendete, daß Dank und Liebe ihm in reichem Maße für seine pekuniären Auslagen wurden.

Den Höhepunkt aber erreichte seine Freude, als Mareili, blühend wie eine Rose, wieder heimkam, als es mit vollendetem Anstand und unnachahmlicher Grazie und dabei doch so naiv und herzlich die Hand zum Grusse bot. Er konnte sich kaum satt sehen an dieser so vorteilhaft veränderten Menschenblüte, an diesem Kind und Ebenbild seiner Jugendliebe.

Mareili war jetzt achtzehn Jahre alt und bestand darauf, dem „Papa“ die Haushaltung allein besorgen zu wollen. Es sei groß und stark, sagte es und habe in der Schweiz nicht allein fremde Sprachen und Musizieren, sondern auch kochen gelernt und letzteres vornehmlich dem „Papa“ zu lieb, damit es ihn pflegen könne sein ganzes Leben lang.

Und so lebten sie dann zusammen diese beiden, ihre Wohnung wurde zum Paradies. Kein Mißton störte den Frieden ihrer Herzen, keine Sorge trübte die Harmonie ihrer Seelen. Morgens um die sechste Stunde verließ Mareili sein Lager, um sich singend und trällernd in die Küche zu begeben. Singend bereitete es das Frühstück, und stand dieses dampfend auf dem Tisch, dann rief das Kind mit melodischer Stimme: „Papa, der Kaffee ist fertig!“ und dieser stand auf, um herzlich zu grüßen und sich herzlich grüßen zu lassen. Dann nach der Begrüßung tranken sie, sich am kleinen, runden Mahagonitischchen gegenüberstehend, unter der Würze eines heiteren Geplauders den Kaffee und ließen sich die üblichen Zugaben, Brot, Butter und Honig, wohl schmecken.

Dann räumte Mareili ab, ordnete Küche und

Zimmer und machte schließlich Toilette. Der „Papa“ aber fütterte währenddem die Kanarien, spielte mit dem pechschwarzen Spitzer, oder mit der fuchsgelben Angorakatze.

Trat dann Mareili in die Stube, nett und sauber gekleidet und frisiert, dann setzte sich „Papa“ in den großen Lehnstuhl, Mareili nahm Platz am Klavier und spielte mit solcher Fertigkeit und Gemüts-tiefe, daß „Papa“ in den tiefsten Tiefen seines warmen, treuen Herzens gerührt wurde, die Hände wie zu andächtigem Gebete gefaltet auf die Knie legte und, den Blick gen Himmel gerichtet, vor sich hinflüsterte: „O, Mareili, Liebe meiner Jugend, wenn du nur das noch erlebt hättest. Wenn du dein Kind blühen, arbeiten, singen und spielen sehen und hören könntest,



Mareili bot ihm die Hand zum Grufe.

gewiß, dein Glück würde hienieden so vollkommen, wie droben im Himmel sein!“

Nachmittags promenierten die beiden durch Flur und Wald, oder vertrieben sich die Zeit daheim mit Lesen, je nach Witterung und Jahreszeit. Kurz, sie lebten köstlich zusammen.

Der „Papa“ hatte Mittel, die ihm ein sorgenfreies Leben ermöglichten, und war trotz seiner 42 Jahre noch ein sehr schöner, rüstiger Mann, dessen Haare noch im schönsten Schwarz erglänzten. Mareili war ins zwanzigste Jahr eingetreten, hatte sich als tüchtige Haushälterin und überdies als eine treue Seele erwiesen. Was Wunder, wenn dem guten „Papa“ im Umgang mit diesem Kinde, das seiner ersten Liebe so sprechend ähnlich sah, Wünsche bezüglich einer ehelichen Verbindung mit diesem seinem Liebling sich geltend zu machen begannen, was Wunder, wenn der „Papa“ allmählich zum Liebhaber wurde und auf Umwegen seines Kindes Herz zu prüfen anfing,

was Wunder, wenn Mareili, dessen Herz dem „Papa“, seinem Wohltäter, so warm entgegenschlug, wenn auch mit unbestimmten Gefühlen, ihm keine abschlägige Antwort gab, sondern seinem Antrag mehr und mehr und verheißungsvoller sich hinneigte?

Beide, er und sie, machten sich von der Zukunft schon die rosigsten Pläne und träumten von Wonne, Liebe und Glück.

Zur Erhöhung desselben, um sein Heim noch trauter und gemüthlicher und dem lieben Mareili angenehmer zu machen, ließ der „Papa“ rings um sein Haus einen wundervollen Garten, ein kleines Paradies, anlegen mit den seltensten Bäumen, Sträuchern und Blumen.

Zur Anlegung dieses Gartens war ein Gärtner aus der Residenz bestellt worden. Dieser aber zählte der Jahre vierundzwanzig, hatte eine schön gewachsene Postur, blaue Augen und blondgelocktes Haar und war im Umgang mit Menschen die Liebenswürdigkeit selbst, und so konnte es nicht ausbleiben, daß er auch auf Mareili einen guten Eindruck machte. Gefühle wie noch nie durchzogen im Umgang mit diesem netten, jungen Menschen des hübschen Mädchens Busen, und er, der Kunstgärtner, war Feuer und Flamme für Mareili und schwor und beteuerte mit dem ganzen Feuer eines verliebten Jünglings, daß er ohne Mareili nicht mehr weiter leben könne.

Mareili selbst aber kam in einen furchtbaren Zwiespalt mit sich selbst. Hier war der junge Gärtner im ganzen Schmuck und Schmelz seiner Jugend, der Mann, zu dem sie mit jeder Faser des Gemüthes sich hingezogen fühlte, den sie mit der ganzen Glut ihrer jungfräulichen Seele liebte, dort der „Papa“, den sie ebenfalls warm und innig, aber nicht wie die Braut den Bräutigam, sondern wie das Kind den Vater liebte, der „Papa“, dem sie so viel, alles verdankte, was sie war und was sie hatte, und dem sie, weil über die Art ihrer Neigung zu ihm vormals nicht im reinen, sogar Hoffnung auf eine eheliche Verbindung gemacht hatte. Sie war vor die Alternative gestellt: entweder mußte sie die Werbungen des Gärtners zurückweisen und damit sein und ihr eigenes Herz trostlos unglücklich machen, oder aber dem „Papa“ absagen und ihn damit aus allen seinen Himmeln reißen. Es war ein furchtbarer Kampf, den Mareili zu bestehen hatte, aber sie ging, wiewohl erst nach gewaltigem Ringen, als Siegerin daraus hervor.

„Nein, Edmund,“ sagte sie eines Nachmittags im kleinen Pavillon zu dem Gärtner, zu dieser Hälfte ihrer Seele, „nein, deine Frau kann ich nie und nimmer werden, so sehr es mich schmerzt, so sehr mein Herz zuckt unter dem Verzicht auf dich. Unser Glück könnte nur aufgebaut werden auf dem Unglück meines „Papas“. Der aber hat es nicht um mich verdient, daß ich ihm also danke. Er war mein und meiner Mutter Wohltäter, hat mich mit Liebe und Güte erzogen und geleitet, ja förmlich auf Händen getragen und glaubt an meine Gegenliebe,

und ich soll ihn so schrecklich enttäuschen, soll für alle Liebe und Güte ihm mit Undank und Untreue lohnen. Nein, Edmund, das kannst auch du nicht wollen, oder du wärfst sicher nicht der edle Mensch, für welchen ich dich immer angesehen und befunden habe. Und drum, Edmund, weil es nichts Ernstes mit uns werden kann, drum müssen wir allen Verkehr miteinander abbrechen, wenn wir uns nicht selbst zur Plage werden wollen. Ich bitte dich herzlich darum, mir fernerhin nicht mehr nahen zu wollen. Du reißest die Wunde, die dieses Opfer mir bringt, nur immer tiefer und unheilbarer auf und machst mich unglücklich, statt, wie es dein Wille ist, mich dem Glücke in die Arme zu führen."

"Und das ist dein letztes Wort, Marelli?" fragte Edmund mit zitternder Stimme. "O, ich Armer! Was soll aus mir werden ohne dich? Marelli, wenn du wüßtest, wie heiß, wie tief ich dich liebe, wie mit jeder Faser meines Wesens ich mich zu dir hingezogen fühle, gewiß, du könntest so was nicht verlangen?"

Marelli weinte. "O, Edmund," flehte sie, "zerreiß mir das Herz nicht. Glaubst du, daß ich dich weniger liebe, daß die Entfagung mich weniger schmerzt? Gott weiß, was ich darunter leide. Aber er wird mir auch die Kraft geben, es zu tragen. Die Trennung von dir wird mir schmerzlich, schrecklich, aber ich kann meinen lieben "Papa" nicht unglücklich machen, lieber selbst sterben."

"Nun wohl," entgegnete Edmund, "aber dein "Papa" ist ein Ehrenmann. Wenn du zu ihm hingingst und ihm offen erklärtest, daß du ihn wohl wie die Tochter den Vater liebst, ihm aber nie jene Neigung entgegenbringen könntest, wie sie ein Gatte von der Gattin zu beanspruchen hat, wenn du ihm sagtest, daß deine Liebe einem andern, mir gehöre, ich zweifle nicht, daß er dir freiwillig entsagen, daß er dich freigebe würde."

"Daran zweifle ich auch nicht," sagte Marelli. "Ich weiß sogar bestimmt, daß er in seiner grenzenlosen Liebe und Güte das Opfer bringen würde. Aber sein Schmerz wäre deswegen nicht geringer, und auf dem Unglück meines Wohlthäters, meines "Papas", kann und will ich mein Glück nicht aufbauen. Und drum b'hit Gott, Edmund! Wäge dir in der Residenz eine andere das Glück gewähren, das du bei mir zu finden glaubtest. Mich aber mögen der Himmel und die Erfüllung meiner Pflicht, welche in der treuen Pflege meines "Papas" beruht, trösten."

"O, Marelli," stöhnte Edmund, das liebe Mädchen an die Brust pressend, "o, Marelli, ist es denn möglich, daß wir so voneinander scheiden, ohne eine Spur von Hoffnung auf die Erfüllung unserer Wünsche?"

"Edmund, lieber Edmund," weinte Marelli, "mache mir doch den Abschied von dir, und das Opfer, das ich durch die Entfagung bringe, nicht noch schwerer, als es schon ist. Wenn du mich wirklich lieb hast, so quäle mich nicht länger, sondern bescheide dich und

sei, weil du unter den gegebenen Verhältnissen mehr nicht sein kannst, mein Freund. Ich meinerseits werde dich nie vergessen und an der Erinnerung zehren und glücklich, oder doch wenigstens zufrieden zu werden suchen. Du zweifelst an der Möglichkeit, Edmund," fuhr sie fort, weil er mit niedergeschlagenen Augen und trauriger Miene den Kopf schüttelte, "du zweifelst daran, daß unsere nun so geplagten Herzen je wieder zufrieden und in der Zufriedenheit zur Ruhe kommen werden. Ich aber, Edmund, zweifle nicht, weil ich weiß, daß der liebe Gott, der das Gute immer lohnt, auch unser Opfer segnen und die Zeit unsern Gram lindern wird. Diese Hoffnung, diese Gewißheit ist mein Trost, ohne welchen ich allerdings verzweifeln müßte. Denn auch mir wird es schwer, mich von dir zu trennen, aber es muß sein. Und drum b'hit Gott, lieber Edmund, und bedenk: vor der Liebe gehen Treu und Pflicht, diese aber binden mich an "Papa". Er wird bald nach Hause kommen und ich muß für sein Abendbrot besorgt sein. Also nochmals: b'hit Gott, lieber Edmund!"

"Weil du es denn so willst, Marelli," sagte er, "aber glaube mir, ich gehe an Leib und Seele gebrochen und wie es noch kommen wird — ich weiß es nicht. Nur die Hoffnung, daß das Schicksal doch noch zu unsern Gunsten eingreifen könnte, hält mich einigermaßen aufrecht und bewahrt mich vor völliger Verzweiflung. Adieu, mein liebes, süßes, unvergeßliches Marelli!"

Noch eine stürmische Umarmung, noch einen Kuß beiderseits und die beiden Herzen, die so warm für einander schlugen, mußten sich trennen. Edmund ging wankenden Schrittes seinem Ziel, der Bahnstation, zu, Marelli aber hinein in die Küche.

Hinter dem Pavillon aber stand ein Mann, der die ganze Scene überblickt und belauscht hatte. Er wischte die Thränen, die ihm über die Wangen liefen, mit dem Taschentuch weg und wandte sich, die Worte: "Das ist ja eine Liebe erster Güte" vor sich hinhurmehelnd, ebenfalls zum Gehen.

Wieder sind fünfzehn Jahre verschwommen im Strome der Zeit. Sie sind dahin mit allen ihren Leiden und Freuden und nur der Samen, den sie austreuten, ist aufgegangen, dem einen zum Glück, dem andern zum Unglück, denn verschieden sind die Früchte, die der alles vermögenden Zeit und ihrem Werdepfeil ihre Reife verdanken. Leid und Freud', Unglück und Glück, Leben und Tod schwimmen daher auf dem großen Ozean, der unser Lebensschifflein trägt, und wohl dem oder den Menschen, die an den gefährlichen Klippen vorbeikommen, die vom Unglück verschont bleiben und eines ungetrübten Daseins sich freuen können, denen ein günstiges Schicksal die Wege geebnet und die Pfade gelichtet hat, sie haben alle Ursache, Gott zu danken und mild, schonend und hilfsbereit gegen ihre minder begünstigten Mitmenschen zu sein.

Zu den Glücklichsten unter den Sterblichen durfte

sich auch das Marelli rechnen, über Bitten und Verstehen waren seine Wege geebnet worden, und der Gärtner, der Geliebte, dem es seinerzeit unter so großem Schmerz für immer den Abschied gegeben, singt an seiner Seite schon seit dreizehn Jahren ein Loblied auf des Glückes Gunst und auf den Bestand ungetrübter Freude.

Ganz wider Erwarten waren die beiden, wenn auch nach langer, schmerzlicher Trennung doch noch zusammengekommen. Denn der „Papa“ hatte zu Marellis aufrichtigstem Schmerz bei einem Unglücksfall das Leben lassen müssen.

„Marelli,“ hatte er eines Tages gesagt, „ich habe eine wichtige Geschäftsreise nach London zu machen,



Edmund ging wankenden Schrittes der Bahnstation zu.

die mich wahrscheinlich auf ein Viertelsjahr fernhalten wird. Ich muß dich also allein zurücklassen, doch bist du ja mit allem Nötigen wohl versehen, so daß es dir nicht schlecht gehen kann. Kommst du aber doch einmal in eine Verlegenheit oder bedarfst du eines weisen Rates oder männlichen Schutzes, so wende dich an den Notar Gruber. Ich habe ihm schon die nötige Weisung erteilt. Also leb wohl und bleib brav, bis ich wieder komme, brav, wie du bisher gewesen bist,“ sagte er mit Thränen in den Augen.

Und mit Thränen in den Augen nahm auch Marelli von dem „lieben Papa“ Abschied. Thränen flossen noch über ihre Wangen, als er schon fort war.

„Ja,“ sagte sie zu sich selbst, „der gute „Papa“ ist wert, daß man ihm nachweint. Denn einen

Besseren trägt die Erde nicht, und wenn die verzehrende Liebe für Edmund nicht in meinem Herzen Einzug gehalten hätte, nur mit „Papa“ möchte ich durchs Leben gehen. Ich werde es auch so thun, aber natürlich kann ich es nicht mit jener Freude, die mir ohne die Dazwischenkunft Edmunds besichert gewesen wäre. Doch Gott wird es zum Besten lenken.“

Still und in sich getehrt, mit einer gewissen Behmut beschäftigte sie sich während „Papas“ Abwesenheit mit der Fertigung der Aussteuer; denn wenn er heimkomme, hatte er gesagt, stünde der Hochzeit nichts mehr im Wege, und sie bemühte sich, ihm ein behagliches Nestchen zu bauen; er, gelobte sie sich, sollte von ihrem Opfer, von ihrem Verzicht nichts merken. Er sollte glücklich sein und im höheren Mannesalter das Glück genießen, das ihm in der Jugend versagt geblieben war.

Zwei Monate war „Papa“ schon fort, und Marelli, deren Aussteuer bereits komplett war, erquickte sich ob dem Gedanken, wie er im Beschaun der von ihren fleißigen und geschickten Händen geschaffenen Herrlichkeiten beim Heimkommen sich freuen würde, und sehnte sich sehr nach seiner Rückkunft.

Da brachte der Briefbote eines Tages einen Brief mit breitem Trauerrand. Marelli wurde beim Empfang desselben bleich wie der Tod und öffnete mit bebenden Händen das Couvert. Sie glaubte, daß Edmund, der ihr schon einige, ganz verzweiflungsvolle Briefe geschrieben, sich am Ende ein Leids angethan haben könnte. Daß dem „Papa“ etwas zugestoßen sei, daran dachte sie gar nicht, obschon die englische Briefmarke und der Londoner Poststempel ihr eine solche Vermutung hätten nahelegen müssen. In ihrer Aufregung hatte sie diese Postzeichen gar nicht bemerkt und sie war daher über alle Maßen bestürzt, als sie durch das Schriftstück vom Ableben des lieben „Papas“ benachrichtigt wurde.

Marelli war einer Ohnmacht nahe ob dieser Trauerpost. Heiße Thränen fielen aus ihren treuen, blauen Augen und schwere Seufzer stiegen aus ihrem gequälten Herzen. Jetzt erst fühlte sie so ganz, was dieser „Papa“ ihr gewesen, was sie an ihm verloren und wie sehr sie ihn geliebt.

Tagelang war sie ganz außer sich, ganz unzurechnungsfähig ob dieser Botschaft und erst acht Tage später konnte sie mit der nötigen Sammlung zu Herrn Notar Gruber gehen, den sie dann zu näheren Erkundigungen über das Ableben des lieben „Papas“ veranlaßte. Und diese Erkundigungen ergaben, daß der „Papa“ eines Tages zum Baden gegangen sei, von dem er nicht wieder zurückkehrte. Nur seine Kleider habe man am Flußufer gefunden, von ihm selbst keine Spur mehr, und so sei er sehr wahrscheinlich ertrunken.

„Und jetzt,“ sagte Marelli, als der Notar ihr dies und andere Umstände, die des „Papas“ Tod ganz außer Zweifel stellten, erklärte, „jetzt, was soll aus mir werden? Des „Papas“ Tochter bin ich ja nicht und so steht mir auch kein Verfügungsrecht

über seine Hinterlassenschaft zu. Ich werde das Haus sein Eigentum, räumen müssen, und der Staat wird, da „Papa“ Verwandte nicht hinterlassen hat, das Erbe antreten.“

„Das glaube ich nicht,“ entgegnete der Notar. „Ihr „Papa“ war ein sehr fürsorglicher Herr, und so hat er vor seinem Abgang im Beisein der erforderlichen Zeugen durch mich ein Testament ausfertigen lassen, demzufolge Sie bei seinem eventuellen Ableben Erbin seines Hauses und eines namhaften Kapitals, das gut angelegt ist, werden. Bleiben Sie also nach wie vor in Ihrem traulichen Heim. Das Weitere werde ich besorgen.“

Geknickt und traurig, aber doch bezüglich ihrer Zukunft, ihrer Existenz getröstet, kehrte Marelli wieder heim, heim in ihr so öde und leer gewordenes Haus, wo sie zwei volle Jahre ganz dem Andenken und der Trauer um den Dahingegangenen sich weihete. Edmund, der ihr immer und immer wieder schrieb, der von „Papas“ Ableben Kunde erhalten hatte und in seiner Liebe unwandelbar wie ein Gestirn am Firmament sich erwies, erhielt während dieser Zeit niemals Zutritt bei ihr. Sie bat und beschwor ihn, von einem Besuch abzustehen, da sie nicht in der Lage sei, ihn seiner treuen Liebe entsprechend empfangen zu können. Er solle sich bescheiden und gedulden, schrieb sie ihm, und der Zeit, die alle Wunden heile, vertrauen.

Und Edmund geduldete sich zwei lange, lange Jahre, die ihm zur Ewigkeit wurden. Dann aber übermannte ihn die Sehnsucht nach dem Gegenstande seiner Liebe, er schnallte den Tornister und eines schönen Morgens stand er unangemeldet vor seinem lieben Marelli, das ihn nun auch liebenswürdig empfing und unter dem Drange seiner Gefühle endlich „ja“ sagte auf Edmunds stürmische Werbung.

Einige Wochen später ging Marelli mit Edmund zur Kirche, um sich fürs ganze Leben mit ihm verbinden zu lassen. Und zu bereuen hatte es diesen Schritt niemals. Edmund, ihr nunmehriger Mann, erwies sich in der Folgezeit als tüchtiger Geschäftsmann, als zärtlicher Gatte, und als gar ein Mädchen und zwei Büble mit der Zeit als erwünschter Familienzuwachs sich einstellten, da war ihr Glück vollkommen. Das Andenken des „Papas“ aber wurde in der Familie heilig gehalten. Mit rührender Pietät hatte Marelli ein Porträt desselben in ziemlicher Vergrößerung reproduzieren lassen und dann dasselbe mit künstlichem Lorbeer geschmückt in der großen oder schönen Stube über dem Sofa placiert; denn das, sagte Marelli, sei nichts als billig, daß „Papa“ die schönste Stube seines Hauses bewohne und ihr, der er so viel gethan, stets vor Augen sei. Sein Geburtstag war immer ein Familienfest, an dem die Arbeit ruhte, an dem man in dankbarer Erinnerung schwelgte und warmen Herzens des Edelstines des Verbliebenen gedachte.

Ein solcher Festtag, der dreizehnte, den Marelli und Edmund miteinander gefeiert hatten, ging zur Rüste, als ein alter Mann mit grauem Haar und

Vollbart, sonst aber rüstig und vornehm gekleidet, durch die Kastanienallee, die, von Edmund angebaut, nach dem hübschen Landsitz führte, entlang schritt und direkt und ohne anzuklopfen in das Haus, das ihm sehr bekannt zu sein schien, hinein ging.

„Guten Abend,“ sagte er zu dem ihm begegnenden Marelli. „Ich bin auf einer Bergtour, habe mich leider verirrt, so daß ich heute den Weg nach meinem Hotel nicht mehr zurücknehmen kann. Dürfte ich die freundliche Wirtin um ein Nachtlager bitten?“

„Das steht Reichen und Armen bei uns immer zur Verfügung,“ entgegnete nach freundlichem Gruße Edmund, der eben aus seinem Arbeitszimmer kam, „und wenn der Herr mit unserem bescheidenen Nachtmahl vorlieb nehmen und den Abend uns der Ehre eines Besuchs in unserer Familienstube würdigen will, sind wir sehr dankbar,“ und damit öffnete er die bezeichnete Stube und lud den Herrn durch eine graziose Handbewegung zum Eintreten ein.

Nach dem Essen, das sowohl des heute begangenen Festtages wegen, als auch dem Gast zu Ehren reichhaltiger als gewöhnlich bestellt war, begann die Unterhaltung, die bei dem reichen Wissen des weltbewanderten Fremden sehr lehrreich und interessant zu werden begann.

„Sie haben hier ein sehr trauliches Heim,“ sagte der Fremde im Verlaufe des Gesprächs, sich an Edmund wendend. „Sowohl die Wahl des Ortes, wie die ganze Anlage verraten Geschmack und poetischen Sinn.“

„Da muß ich Ihnen vollkommen beistimmen,“ entgegnete Edmund. „Aber was Sie hier Schönes und Trautes sehen und finden, kommt auf Rechnung des lieben und guten Mannes, den meine liebe Frau ihren „Papa“ nennt und dessen Geburtstag wir heute wie jedes Jahr festlich begangen haben.“ und nun erzählten sowohl Edmund als Marelli die Geschichte des „Papas“ und fanden des Lobes kein Ende.

„Also vor fünfzehn Jahren ist der gute Mann gestorben, d. h. ertrunken, wie Sie sagen,“ bemerkte der Fremde. „Das ist möglich, aber ebenso gut kann es sein, daß er noch lebt. Denn die Thatsache, daß man am Flußufer seine Kleider, ihn selbst aber nicht wieder fand, spricht nur für die Wahrscheinlichkeit, nicht aber für die Gewißheit seines Ablebens. Da giebt es der Möglichkeiten denn doch noch sehr viele, und eine derselben könnte sein, daß der „Papa“ noch lebte und eines Tages wieder zurückkehrte.“

„D,“ sagte Marelli, „wenn das wäre, auf meinen Knien würde ich Gott danken, wenn ich ihn nur einmal, noch einmal sehen könnte. Gott weiß, was ich durch meines „Papas“ Tod gelitten habe. Daß er noch lebt, kann ich nun nicht glauben, sonst würde er etwas von sich hören lassen haben in den fünfzehn langen Jahren.“

Es können ihn aber schwerwiegende Gründe zum Schweigen bestimmt haben, und daß er fürder schweigt und für euch tot bleibt, liegt auch in euerm Interesse. Denn bei seinem Wiederkommen müßten Sie ihm doch sein Vermögen zurückgeben.“

„O, das würden wir gerne thun,“ sagte Edmund. „Ich habe in Geschäften so viel Glück gehabt, daß ich dem Begründer dieses Glückes, als welchen ich den „Papa“ ansehen muß, von Herzen das Seinige mit Zinneszinsen wider zurückgäbe.“

„Und ich würde ihn pflegen sein ganzes Leben lang und Tag und Nacht auf sein Wohl bedacht sein,“ sagte Marelli, „er war zu lieb und zu gut, der selige Papa.“

„Und sein Kind ist nicht minder lieb und zeigt sich des Opfers, das der „Papa“ im Interesse seines Glückes brachte, würdig,“ sagte nun der Fremde, indem Thränen in seinen grauen Bart liefen, „Marelli, ich, ich bin dein „Papa“, sei mir herzlich willkommen in der Heimat, mein liebes Kind, Kind meines dahingegangenen Marellis, Tochter meiner Jugendliebe!“

Der Fremde war dem Marelli von Anfang an sehr sympathisch gewesen, sein Benehmen, der Ton seiner Stimme, alles an ihm war Marelli lieb und heimlich vorgekommen. Jetzt aber nach dieser Eröffnung gab es keinen Zweifel mehr, der alte Mann, der vor ihm stand, war wirklich der „Papa“. Mit ausgebreiteten Armen ging die junge Frau auf den alten Mann hin und herzte ihn so stürmisch und leidenschaftlich, daß jeder Zweifel an ihrer Kindesliebe, falls er noch einen gehabt hätte, hätte verschwinden müssen in dem Erguß ihrer Freudenthränen, die sie an seiner Brust weinte.

Auch Edmund, freudig überrascht, gab dem „Papa“ die Hand und begrüßte ihn als solchen recht herzlich und sagte zu den Kindern: „Gebt dem „Papa“ die Hand, Kinder. Das ist Mamas Papa,“ und diese, die von diesem „Papa“ schon so viel Liebes und Gutes gehört hatten, ließen sich nicht zweimal heißen, sprangen vielmehr mit kindlicher Freude und Naivität an ihm auf, herzten und küßten ihn und sagten jubelnd: „O, wie schön, daß wir jetzt einen Großpapa haben!“

Die junge Frau aber sagte, als der erste Sturm ihrer Freude sich gelegt hatte: „Aber „Papa“, wie kam es nur, daß wir dich für tot halten mußten und daß du so lange nichts von dir hören ließe?“

„Marelli,“ entgegnete er, „ich war unberufener Zeuge des Gesprächs, das ihr beide bei eurem Abschied im Pavillon hattet, Zeuge eurer Liebe und Zeuge des Opfers, das du mir zuliebe brachtest. Die Wahrnehmung, daß dein Herz einem andern gehörte, schmerzte mich tief, aber es rührte mich auch, daß du mir zuliebe diesem andern entsagen wolltest, und ich beschloß, deinem Glück die Wege zu ebnen. Dazu mußte ich sterben, mußte ich tot und für immer verloren für dich sein. Denn selbst im Falle, daß ich dich freigegeben, hätte dein zart veranlagtes Gewissen dir Vorwürfe gemacht und diese hätten ein reines, volles Glück selbst an Edmunds Seite nicht aufkommen lassen. Drum bin ich gestorben, und du bist, wie ich zur Freude meines Herzens sehe, recht glücklich geworden und mein Opfer war nicht umsonst. Heute bin ich ein alter Mann und der

Unterschied zwischen mir und dir hat sich derart verbreitert, meine Leidenschaft ist durch die Last der Jahre derart verfliegen, daß wir ferner ohne beiderseitige Gefahr bei einander leben können. Ich will nichts mehr, als in der Sonne deines Glückes mich wärmen, ich will nur noch dein „Papa“ und deiner lieben Kinder Großpapa sein. Seid ihr's zufrieden?“



Die junge Frau herzte den alten Mann leidenschaftlich.

„O, „Papa“, wir sind nicht nur zufrieden, sondern freuen uns himmlisch über deinen Entschluß, bei uns zu bleiben, und beugen die Knie vor der Größe deines Edelsinnes,“ sagte Marelli und ihr Mann stimmte ihr aus vollem Herzen bei, und der Großpapa lebte noch zwanzig Jahre in der Glückseligkeit seiner Kinder, Kindskinder und Urenkel.

Unter Kameraden.

Von A. vom Rhein.

Der Oberleutnant Fritz Bander war ein schmucker Offizier. Er war der erklärte Liebling aller Damen des Garnisonstädtchens, stets heiter und guter Dinge und überall ein gerngesehener Kamerad. Wo es ein Vergnügen gab, wo es sich um eine Festlichkeit handelte, stets war er dabei, — mindestens Komiteemitglied, wenn nicht gar die leitende Spitze selbst.

Um aber so recht den liebenswürdigen Schwere- nörter und vollendeten Kavalier spielen zu können, fehlte ihm leider nur noch eine Kleinigkeit: Geld, da unser Freund in der Wahl seiner Eltern nicht recht vorsichtig gewesen war, denn anstatt sich einen Millionenpapa auszusuchen, hatte er sich mit einem, wenn auch tüchtigen, aber vermögenslosen Beamten